

Raum anders denken



Interview mit
Ursula Fuss

»Der kurze Weg zum Glück: universell – individuell – alltagstauglich – barrierefrei« übertitelt die Frankfurter Architektin und Sachverständige für barrierefreies Planen Ursula Fuss viele ihrer Vorträge. Seit einem Unfall nutzt sie einen Rollstuhl und betrachtet die gebaute Umwelt mit anderen Augen als zuvor. Dabei entdeckte sie neue und unkonventionelle Möglichkeiten des Entwerfens, manche visionär, manche realistisch – ist ihr doch unkonventionelles Denken schon seit ihrem Studium bei Peter Cook an der Städelschule vertraut. Hotels als Orte, in denen man Neues entdecken will, gehören zur ihren Lieblingsaufgaben.

Das bewusste und reflektierte Wahrnehmen unserer räumlichen Umwelt ist eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung neuer gestalterischer Konzepte. Inwiefern hat sich Ihre persönliche Wahrnehmung seit dem Unfall verändert?

Barrierefreiheit wird oft mit Behinderung und Unfähigkeit assoziiert. Dies geschieht in Unkenntnis der vielfältigen Fähigkeiten, mit denen Menschen verlorene oder auch nie vorhanden gewesene Fertigkeiten, wie z. B. das Sehvermögen, kompensieren können. Das Wissen um diese Kompensationsmöglichkeiten ist aber grundlegend für eine adäquate Gestaltung unserer Umwelt.

Die ständigen Weiterentwicklungen in der Medizintechnik eröffnen neue Möglichkeiten der Mobilität und verändern funktionale Zusammenhänge sowie Handlungsabläufe. In meiner Arbeit erlebe ich oft, wie wichtig es ist, standardisierte Abläufe und alltägliche Situationen zu hinterfragen. Hier liegt ein großes Potenzial für die Entwicklung neuer Entwurfs- und Gestaltungskonzepte. Gerade im Thema Erschließung steckt ein ungeheures architektonisches Potenzial; gibt es doch so unendlich viele Kombinationsmöglichkeiten der unterschiedlichen Erschließungselemente Treppe – Rampe – Lift.

Auf die Gestaltung unserer zwischenmenschlichen Beziehungen wirkt sich auch aus, wie wir einander wahrnehmen. Wie sind Ihre Erfahrungen?

Als Architekten sollten wir uns darüber Gedanken machen, wie ein Raum auf seinen Nutzer wirkt. Eine Gestaltung mit einem Überangebot an vom Nutzer nicht benötigten Hilfsmitteln wie z. B. Haltegriffe etc. erzeugt ein Gefühl zugeschriebener Unfähigkeit. Eine Architektur hingegen, die räumliche Angebote der Unterstützung macht, z. B. Stellflächen, auf denen man sich bei Bedarf auch abstützen kann, ermöglicht eine unterschiedliche, den individuellen Bedürfnissen des jeweiligen Nutzers entsprechende Aneignung des Raums und führt damit zu einer hohen Akzeptanz.

Für das persönliche Selbstbewusstsein ist es aber mindestens ebenso wichtig, wie die anderen jemanden im architektonischen Raum wahrnehmen. Dabei spielt Gestaltung eine große Rolle. Dazu ein Beispiel: Das Benutzen einer Hebebühne ist für alle Beteiligten unangenehm. Für den Benutzer, da er wie auf einem Präsentierteller herausgehoben wird und unfreiwillig zur Schau



Abb. 42a

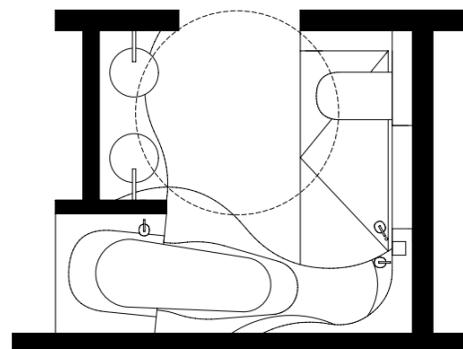


Abb. 42b

gestellt wird. Für andere Besucher, da sie den Benutzer als hilfsbedürftig wahrnehmen und sich betroffen fühlen. Auf einer technischen Ebene ist das Problem gelöst, doch das Selbstbewusstsein des Nutzers wird geschwächt und soziale Teilhabe in der Folge vermieden. Eine Hebebühne ist immer eine schlechte und nie eine architektonische Lösung. Gerade bei der Erschließung ist das Thema eines barrierefreien Zugangs von Anfang an mitzudenken. Prinzipiell sollten alle, z. B. bei einem Museumsbesuch, den gleichen Eingang benutzen können. Doch gerade bei historischen Gebäuden kann es schwierig sein, den Haupteingang barrierefrei zu adaptieren. Ein zweiter, gleichberechtigt gestalteter Zugang in das Gebäude, den auch Familien mit Kinderwagen oder die Nutzer von Rollatoren verwenden, kann hier eine gute Lösung sein. Nur sollte er eben nicht wie ein »barrierefreier Hintereingang« gestaltet sein, bei dem einem alle anderen Besucher entgegenkommen, die sich ganz unbewusst die Frage stellen, woher derjenige komme. Um dann im nächsten Moment festzustellen: ach ja, die Person ist behindert. Die Selbstverständlichkeit des Verschiedenseins geht somit verloren. Eine ganz andere Situation ist im Unterschied dazu das Warten auf einen Aufzug, vor dem alle gleichberechtigt in einer Schlange stehen und miteinander kommunizieren.

Das klingt sehr überzeugend, doch lässt sich das immer so einfach umsetzen?

Nein, eine gute funktionale Erschließung bietet vielfältige Funktionsbereiche an. Häufig wird über die Neigung von Rampen diskutiert – ist diese zu steil, wirkt eine Nutzung auf den Beobachter nur noch anstrengend und damit nicht erstrebenswert. Eine Rampe mit z. B. 5 % Steigung ermöglicht hingegen vielen Rollstuhlfahrern und Begleitern eine mühelose Benutzung. Plötzlich wirkt es leicht, spielerisch; vielleicht macht es sogar Spaß, die Höhendifferenz zu überwinden. Die unterschiedlichen Eindrücke haben auch auf die Gestaltung der persönlichen Begegnung Einfluss. Architektur sensibilisiert, ohne den erhobenen Zeigefinger zu nutzen.

An diesem Punkt wird gern eingewendet, solche Lösungen brauchten ja so viel Platz. Doch auch dies ist wieder eine Frage der Gestaltung. Werden Bereiche so konzipiert, dass sich Funktionen oder Bewegungsflächen überlagern, sodass z. B. die Rampe auch gleichzeitig ein Aufenthaltsraum ist, werden Länge und Fläche gleich ganz anders wahrgenommen. Das funktioniert auch im Innenraum. Bei dem gemeinsam mit der Firma Samsung entwickelten Hotelbad ohne Barrieren habe ich nachgewiesen, dass bei einer entsprechend Planung ein barrierefrei gestaltetes Bad nicht größer ist als ein übliches Standardbad.

Aber warum wird selten so geplant?

Um sinnvoll planen zu können, braucht man Wissen. Daran fehlt es oft! Wir dürfen diese »gefühlte Hilfsbedürftigkeit« nicht noch weiter kultivieren, sondern müssen architektonische Räume entwickeln, die allen eine gemeinsame Nutzung gewährleisten. Architektur kann das. Architekten auch.

Wissen entsteht durch Kommunikation. Architekten sind visuelle Menschen, sie lesen keine langen wissenschaftliche Berichte, sondern lernen lieber visuell, auf Reisen, auf Exkursionen – und entwickeln daraus ihre Architektur. Die emotionale Wahrnehmung eines jeden Architekten ist eine eigene, aus der sich die unterschiedlichen architektonischen Gestaltungsansätze ergeben. Gute Beispiele inspirieren Architekten, diese greifen Ideen auf, entwickeln sie weiter und öffnen sich für ein Thema. Negative Beispiele, die z. B. an Krankheit und Versehrtheit erinnern, sind problematisch, sie erzeugen unangenehme Gefühle, und Architekten, aber auch andere Personen wenden sich vom Thema ab.

Es ist noch viel Forschung notwendig und vor allem eine bessere Verankerung in der Lehre. Das Thema muss vom ersten Strich an mitgedacht werden, nicht erst am Ende, wenn der Entwurf schon fertig ist.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Wir müssen in der Architektur wieder bereit sein, experimenteller zu arbeiten, denn nur durch Versuch und manchmal leider auch Irrtum kommen wir schrittweise weiter. Es wird nie »die eine universelle Lösung« geben – deshalb locker bleiben und fröhlicher werden.

Architektur hat sich immer nur weiterentwickelt, indem Unbekanntes erprobt wurde. Neue funktionale Anforderungen haben immer wieder dazu beigetragen, neue Architektursprachen zu entwickeln. Das gilt nicht nur für Beispiele wie den Bau von Hochhäusern, der nur durch das Erschließungselement Aufzug möglich wurde, sondern auch für eine barrierefrei gestaltete Umwelt. Hierin liegt eine Chance, die die Architektur ergreifen sollte. «

Abb. 42a Hotelbad, das erst auf den zweiten Blick barrierefrei ist, Ursula Fuss mit Samsung SDI

Abb. 42b Grundriss, Maßstab 1:50